

Goldziher 58

Manuscript

Dr. Goldziher Ferenc

egyetemi ny. v. tanár úr

VII. Holló utca 4.

China's Literatur.

Schrift und Sprache in ihren lebendigen Wandlungen sind der Grundstock und Grundstoff für alle Erzeugnisse des Geistes. Dessen Eigenart muss sich unbedingt auch den Literaturerzeugnissen aufprägen, geradeso wie der Charakter der Landschaft und des Klimas sich wieder spiegelt im Denken und Dichten der Nationen.

Sollen aber diese Erzeugnisse ihre richtige Würdigung finden, dann muss ein Eingeleitetsein in des Volkes Sitten und Gewohnheiten, eine vollständige Auffassung der Sprache, wie sie im Geiste des Volkes herrscht, eine Vertrautheit mit Land und Leuten im weitesten Sinne vorangehen, ehe dieses Ziel erreicht werden kann.

Was Wunder daher, dass hier in Europa die chinesische Literatur die bestverläumdete und bestverkannteste ist. Glaubt man doch einerseits diese Sprache mit dem thatsächlich falschen Satz: „Das Chinesische müsse ausserordentlich schwer sein, weil jedes Wort sein eigenes Schriftzeichen habe“ umfassend charakterisirt, sieht zu haben, als ob nicht auch in unsern europäischen Sprachen jedes Wort sein eigenes Schriftbild hätte, während andererseits erst ein sehr geringer Bruchtheil chinesischer Literaturproducte in mustergiltigen Übersetzungen dem Occidente zugänglich gemacht ist. Dagegen bedingen so manche Übersetzungen, in Komane von Leuten verfertigt, die nie ihren Fuß auf chinesische Erde gesetzt, nie den melodischen Glockenklang chinesischer Sprache gehört oder die Denkweise des Volkes aus eigener Anschauung kennen lernten, dass man den Urtext lese, um den bewundernswürdigen Gedanken zu entdecken, welcher durch die Übersetzung zur schrecklichsten oder lächerlichsten Fratze karrikiert wurde.

Wer wird, um nur eines anzuführen, unter dem läppiſchen Ausdruck „Kleines Sprechen“, der in derartigen Übersetzungen, z. B. bei Pfizmaier, vorkommt, eine Novelle verstehen, wenn er

nicht den chinesischen Ausdruck „seao schüo“ hierfür kennt. Man musste erst das ganz geläufige und verständliche „Kleinere Erzählung“, welches dem seao schüo vollkommen entspricht, in den Abertausenden des Kleinen Sprechens verzerren, damit nur ja jedermann über die — dummen Chinesen ^{sich} lustig machen könne und keinen Begriff von dem habe, was hiemit bezeichnet werden soll.

Wer sieht das Chinesische, ~~als Sprache~~ unter den Sprachen dem feinen, ausdrucksfähigen und doch unveränderlichen carrarischen Marmor vergleichbar, als Bim, Bam, Bumm oder Tschink, Tschank, Tschunk dankt, für ~~wenn~~ die Kenntniss der Schriftzeichen — an sich die geringere Schwierigkeit bei Erlernung der Sprache und nahezu das Gegentheil von „ausserordentlich compliciert“, wie immer wieder ohne Sachkenntniss behauptet wird — als das Um und Auf des Chinesischen gilt, der wird allerdings nicht begreifen, warum dieses zahlreiche Volk solch monumentale Werke rücksichtlich seines Sprachschatzes geschaffen, wie ^{das} Bœi-wen-jün-je, die grosse Concordanz für die classischen Ausdrucksweisen in 110 dicken Bänden oder das Piän-dsy-loëi-biän, eine Sammlung der zusammengesetzten Worte in 100 Bänden, und einige weitere 50 umfangreiche Wörterbücher.

Was nützt alle Kenntniss der Schriftzeichen, wenn man damit nicht im Stande ist, den Sinn der Phrase zu verstehen! Mag man auch wissen, dass ein bestimmtes Schriftzeichen hyà gesprochen wird und „unten“ bedeute, ein anderes ^{schüo} ~~schüo~~ und „Hand“ bezeichne, so bleibt es doch fraglich, ob man die Ausdrucksweisen: schüo-hyà „Hand unten“ oder hyà-schüo „unten Hand“ richtig auffasse.

Im ersteren dürfte am ehesten „unter der Hand“, im letzteren „untere Hand“ vermuthet werden, Ausdrucksweisen, welche himmelweit von der richtigen Bedeutung entfernt sind. „Unter der Hand“ hat die Bedeutung „nebenbei, nebenher“ das chinesische schüo-hyà hingegen bezeichnet „die Abhängigkeit von jemandem, das französische: être sous quelqu'un, „unter jemandes Hand stehen“. „Untere Hand“ dagegen würde

ruht auf die innere Handfläche, das chinesische *hyà-schü* aber hat den Sinn: etwas unter die Hände nehmen d. i. beginnen, etwas angehen, angreifen.

Der Zauber und Wohlklang des chinesischen Idioms, mit seiner melodienreichen Modulation, dem einem europäischen Ohr ungewohnten und unbekanntem Rhythmus, wie soll dies alles selbst in der besten Übersetzung geahnt werden, wo unsere mehr weniger phonetische Schreibweise absolut zu arm ist, die chinesischen Laute nur halbwegs erkennbar wiederzugeben. Wir besitzen jene Laute nicht und deshalb bleibt jede Transcription hinter der Wahrheit zurück, ja in den meisten Fällen ist sogar transcribirtes Chinesisch unverständlich. Hierzu trägt gewiss auch ein nicht geringes Theil die Vieldeutigkeit unserer Lautbezeichnung bei, aber nicht sie allein ist es, welche die volle Schuld zu tragen hat. Soll man z. B. Chien entweder *schian* oder *tshian* oder nach deutscher Aussprache *chin* (XIV) lesen? "Wer kann dies sagen! Kein Mensch wird nach der Schreibweise „*hia* oder *hsia*“ den Laut erzeugen, welchen der Chinese hervorbringt, ebensowenig ihn im Munde des Chinesen erkennen. Es ist eben weder „*hia* noch *schä*“, sondern ein chinesischer Laut, der in europäischen Sprachen kein Äquivalent nach seinem akustischen Effekt hat.

Im gleicher Weise könnte leicht die Literatur dieses Volkes ärmlich und gering gedacht werden; denn wie sollte bei einer einsilbigen Sprache, welche selbst für das Ohr eines Chinesen nur etwa 2000 verschiedene Laute besitzt, während ein ungeschultes europäisches Ohr kaum 500 verschiedene Worte unterscheidet, ein Reichthum von Werken existieren?

Nichts desto weniger haben wir hier eine Literatur, die kaum ihres Gleichen bei andern Völkern findet. Eine ungefähre Schätzung erhält man durch die Thatsache, dass der *Sy-gu-dsiwän-schu-dsong-mu*, der Catalog der Kaiserlichen Bibliothek in Peking nicht weniger als 200 Bände füllt und die große Encyclopädie „*Tu-schu-dsi-dschang*“, zur Zeit ^{dshang} *Gyän-long* (1735-1795) in 6109 Bänden veröffentlicht, in der neuern

in kleinerem Druck erschienenen Ausgabe 1628 Bände umfaßt, wie klarlich in Übereinstimmung mit dem Druckbestande die Rechnung meldet, welche mir bei Ankauf dieses Werkes von der Buchhandlung ^{Schän} Schan-tschang in Schanghai ausgestellt wurde.

Man übersieht hierbei die lange Dauer des Culturzustandes bei diesem Volke, sicher einem der ältesten, wenn nicht selbst dem ältesten Culturvolk, dessen literarische Denkmäler über nahe 4000 Jahre zurückreichen.

Woher kommt es nun - dürfte jedermann, wie zu vermuthen ist, fragen, daß noch so wenig dieser umfangreichen Literatur in europäische Sprachen übertragen wurde?²

Ein Grund und nicht gerade der letzte mag darin liegen, daß man jenen wenigen Leuten, welche befähigt wären, solches zu leisten, nicht die Möglichkeit bietet, thatsächlich auf diesem Felde arbeiten zu können. Man unterschätzt derartige Studien, welche die ganze Kraft, unermüdelichen Fleiß, Ausdauer und eine lange Zeit erfordern, dabei aber keineswegs gestatten, sich auf andern Wege den nöthigen und erforderlichen Lebensunterhalt zu schaffen. Selbst aber nähren diese Arbeiten nicht den Mann, der sich ihnen widmet; er darf sich glücklich schätzen, wenn er nicht gezwungen ist, die Veröffentlichung mit seinen sauer und kärglich erworbenen Groschen zu bestreiten.

Ein weiterer Grund liegt dann in der Sprache ~~selbst~~ Chinas.

Und gerade diese Schwierigkeit ist es, die sehr selten gekannt, und auch wenn gekannt, ~~und~~ häufig unterschätzt wird. Man glaube aber ja nicht, daß hierbei eine Unbestimmtheit oder besser gesagt eine Zweideutigkeit der Ausdrucksweise in Frage komme! Nicht im geringsten. Der Satz hat im Texte nur einen und zwar den ganz bestimmten Sinn, allein dieser richtige Sinn liegt nicht immer, im Gegentheil sogar sehr selten auf flacher Hand.

Hierbei spielen vor allem die sogenannten literarischen Ausprüfungen eine hervorragende Rolle. Dies sind Stellen, aus Dichtern und Classikern wörtlich entnommen, welche

im Sinne des Textzusammenhangs, dem sie entlehnt, angewendet werden. Hong lou gjä dao z.B. würde wörtlich heißen: rothe Stockwerke den Weg bestimmend, weist jedoch auf eine Dame aus begüterter Familie und stammt aus dem Gedichte Be-lo-tiän. Als Pendant hierzu gibt es einen Roman mit dem Titel: Hong lou mäng, was wörtlich „der Traum des rothen Gemaches oder Stockwerkes“ wäre, eine absolut widersinnige Ausdrucksweise. Beachtet man jedoch das zuvor Erwähnte, dann wird man einen verständlicheren Sinn erkennen, etwa der Traum von einer reichen Frau.

Derartige Auspielungen sind an Zahl legio. Um sie richtig zu verstehen, muss man die betreffenden Stellen kennen, denen sie entlehnt, also abermals eine Unmenge Werke, die man eigentlich ad verbum auswendig wissen sollte.

Und gerade der Stil der Literaten entlehnt Phrase um Phrase, Wort für Wort, sie zu einem neuen Product, ^{dem} ~~ihnen~~ eigenen, anreichend. Prägt doch jeder gebildete Chinese eine Summe von Autoren, vor allem natürlich die Classiker 經 史 子 集, seinem Gedächtnisse wortgetreu als Wortschatz ein, mit welchem er arbeitet. Das Chinesische ist eben die Sprache der ständigen, feststehenden Redewendung, eine Plastik in Marmor durchaus nicht elastisch oder weich wie Wachs. Deswegen gleicht auch die richtige Übersetzung in etwas der chemischen Analyse. Phrase für Phrase ist in erster Linie durchzugehen, bezüglich des Originals, dem sie entnommen, damit man den richtigen Sinn aus demselben erfasse. Dies gethan, kann überhaupt erst an eine Übersetzung geschritten werden. Welche Summe von Arbeit dies beansprucht, kann nur der ermenen, der selbst einmal Hand angelegt. Dieser gerade weiß, dass meist die scheinbar einfachsten Sätze die gefährlichsten Fallgruben sind.

Hierzu ist weiter noch zu bedenken, dass die mündliche Ausdrucksweise auch der Gebildeten wesentlich verschieden

ist von dem schriftlichen Gedanken Ausdruck. Im Chinesischen schreibt man nie so wie man spricht, auch wenn man correct spricht; denn sogar der nächste Auserwählte der Umgangssprache, der sogenannte Familiärstyl, welcher sich bei Erzählungen und in Theaterstücken zum Theil findet, weicht nicht unerheblich von dem mündlichen Ausdruck ab. Wer also noch so flüssend und richtig chinesisches zu sprechen versteht, der wird noch immer nicht in der Lage sein, die Sprache der Bücher zu erfassen, ebensowenig wie jemand einen griechischen Autor im Urtext zu lesen und aus diesem zu übersetzen im Stande sein wird, weil er vollkommen lateinisch zu sprechen und zu schreiben befähigt ist. Die correcte Sprechweise im Chinesischen steht eben zur Sprache der Bücher oder zum schriftlichen Ausdruck nahe in demselben Verhältnis wie das Lateinische zum Griechischen. Es sind dies gleichsam zwei verwandte, an sich jedoch verschiedene Idiome.

In der Schriftsprache oder besser gesagt der Büchersprache, für sich betrachtet, machen sich der Hauptsache nach vier verschiedene Formen des schriftlichen Ausdruckes geltend.

Zunächst der alte Styl, von den Chinesen als sehr tief Sinnig bezeichnet, ist durch gedankenreichen, dabei concisen Ausdruck ein schwer erfassbarer Lapidarstyl, der in den alten klassischen Schriften, den Werken Kongfudsy's (Confucius) und der Philosophen seiner Schule vor allem ausgeprägt ist.

Imn zunächst steht der Wen-tschang oder Literatenstyl. Bereits hinreichend durchsichtig, um verständlich zu sein, wird er nichts desto weniger von den Chinesen noch sehr abstract genannt. Literarische Auspielungen, Rhythmus spiele, den bei ihm eine grosse Rolle. Er ist es, der von den Prüfungscandidaten gefordert wird, und deshalb darf man sich nicht wundern, wenn er in den literarischen Productionen nicht auf eine specielle Periode beschränkt ist, sondern sein Wellenschlag sich fast überall fühlbar macht.

Der Geschäftsstyl, plan und distinet wie die Chinesen sagen, spielt eine grosse Rolle bei statistischen und Gesetzeswerken, alle Schriftstücke gesetzlicher Natur, die

officiellen Correspondenzen in Geschäftsangelegenheiten sind in demselben abgefasst. Das Da-tsing hoei-dien^{diän} oder die Sammlung der Verordnungen und Vorschriften für das Reich, der Strafcodex, Päne, Urkunden, die Peking-Zeitung etc. ^{gehören} ~~sind~~ ^{an} in demselben abgefasst.

— In den eigentlichen Literaturerzeugnissen tritt diese Stylgattung, wie erklärlich, nur fast nebenher mit ein.

Den Familiarstyl, als plan oder schaal von den Chinesen bezeichnet, findet man nur in der leichtern Literatur wie in Romanen, und Theaterstücken. Er ist, wie gesagt, der nächste Verwandte der gebildeten Umgangssprache, unterscheidet sich aber doch noch von dieser.

Wer noch so gut in einer dieser Stylgattungen eingearbeitet, dem wird nichts desto weniger bei den Gebildeten anderer Stylgattungen Unverständliches unterkommen, sie bilden für ihn eine terra incognita, die erst durchforscht werden muss.

Eine wichtige Rolle spielt auch der Parallelismus. Er besteht darin, dass in zwei Sätzen die Satztheile mit einander correspondieren d. i. dass an derselben Stelle in jedem der beiden Sätze sich die entsprechenden Satztheile finden; Subjekt mit Subjekt, Object mit Object, Ortsangabe mit Ortsangabe etc. correspondieren, wie etwa in folgendem:

Fern von der lieben Heimath beendete er sein thatenreiches
Leben für jede Zeit;

Absichts von einer menschlichen Wohnstätte schloss er seine
treuherrigen Augen für alle Ewigkeit.

Was nun von den Geistesproducten der Nation in Auschlag zu bringen ist, sofern in diesen mit Rücksicht auf den Begriff ~~der~~ einer Weltliteratur der Geist des Volkes ^{wiederspiegelt}, ergibt sich dadurch von selbst, dass dies nur Producte ästhetischer Art sein können und nur insoweit, als sie von bleibendem Wert und von allgemeinem Inhalt sind. Werke rein wissenschaftlicher, technischer oder amtlicher Natur, Werke, in denen das rein Stoffliche vorwiegt, sind ebenso auszuschließen, wie die rein theologischen Werke oder lediglich

Übersetzungen aus den Literaturen anderer Nationen, religiöse Schriften sind nur insoweit zu berücksichtigen als sie keinen ausgesprochenen dogmatisch tendenziösen Charakter tragen.

In der reichen Literatur der Chinesen, ⁺⁾ welche bis zum 15. Jahrhundert vor Christus zurückgreift, haben wir trotz dieser Einschränkung Werke hervorragender Schönheit in jeder der vier Blüthenperioden, nämlich der confucianischen im 5. Jahrhundert v. Chr., der unter der Han-Periode in den Jahrhunderten vor und nach Christus, in jener der Tang im 6. bis 8. und jener der Song im 11. bis 12. Jahrhundert.

Mit den Namen Schiking und Confucius ist meist das Urtheil über die chinesische Literatur abgeschlossen, wiewohl hiermit nur einer Blüthenperiode theilweise Rechnung getragen. Trotz Giles' Gems of Chinese Literature, Schott's Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur und vor allem Zottoli's Cursus litteraturae sinicae, welche doch die ganze Literatur besprechen, weiß man nichts Weiteres darüber. Hervey Saint-Denys' Poésies de l'époque des Thang, avec une étude sur l'art poétique en Chine und Imbault Huard's Erläuterungen der neueren Dichter sind in der Öffentlichkeit kaum beachtet.

Nichtsdesto weniger umfasst die erste, die confucianische Blüthenperiode, ausser dem Buche der Lieder, dem Schiking, einer Sammlung alter Gedichte aus der Zeit von 1500 - 700 v. Chr. durch Kongfudsy (Deutsch von U. v. Strauss 1880), noch das Buch der Geschichte, den Schuking, eines der ältesten Denkmäler der Menschheit, das alte Documente bis herauf zu 721 v. Chr. enthält, die Annales des Lu-Staates, trockene Geschichtstabellen unter dem Namen Tschöan-tsiou von Kongfudsy veröffentlicht, die Gespräche, Lüin-yü d.h. die lehrhaften Aussprüche des Kongfudsy von seinen Schülern gesammelt, das Da-lyo,

+) Der Catalog der Kais. Bibliothek allein ^(bietet) 10204 Werke in 172242 Bänden an.

Die Philosophie von dem Philosophen Tsäng Schän (circa 506 v. Chr.) dem hervorragendsten Schüler Kongfudsy's, des Philosophen Tsy Sy's, eines Enkels Kongfudsy's, Dschongyong, das normale Heil, Dso-Kyöu Ming's des Historikers (Ende des 5. Anfang des 4. Jahrh. v. Chr.) Commentar zu Kongfudsy's Annalen unter dem Titel: Dso Dschöän, ein Geschichtswerk im grossartigen Styl, voll tiefer Gedanken.

Hierzu gesellt sich noch des Philosophen Dschöang-dsy (circa 330 v. Chr.) Nan-hoa-ging, ein als heterodox bezeichnetes Werk, das zur Lehre Lao-dsy's gehört (englisch v. H. A. Giles) und das Werk des grossen Philosophen Mäng-dsy (372-289 v. Chr.), der an Ansehen zwar Kongfudsy (Confucius) nachsteht, aber bedeutender als letzterer ist. Schliesslich haben wir noch die beiden Dichter: Song Lü (circa 300 v. Chr.) mit seinen Elegien und Kyü Ping (circa 314 v. Chr.), dem die berühmteste Elegie Li-sao (Sorgenbrecher) angehört.

Zartheit und Sinnigkeit der Gedichte, wie sie die Oden des Schiking auszeichnet, ob sie die Liebe, das Familienleben oder die Eindrücke der Natur, die Kaiser oder die Edlen besingen, gibt so recht die Tiefe des chinesischen Gemüthes zu erkennen. Ohne hochtrabende Phrasen, scheinbar ganz schmucklos tritt das Bild vor unsern Geist, uns anheimelnd und durch sich selbst zu einer hingebenden, weichen vollen Stimmung leitend. Welch Lauber und welch Keuscher Sinn liegt nicht in der folgenden 19. Ode aus dem VII. Buch:

Vor dem Thore der Stadt im Osten
Sieht man zahllose schöne Frauen,
Welche den Wolken gleichen;
Doch ob sie auch den Wolken gleichen;
Sie sind nicht der Gegenstand meiner Träume,
Uel theurer ist mir meine Gefährtin
In ihrem einfachen weissen Kleide.

Rings außerhalb der Mauern der Stadt
 Sieht man anmuthige schlanke Frauen,
 Die den Blumen des Feldes gleichen;
 Doch ob sie auch den Blumen des Feldes gleichen,
 Sie können meine Liebe nicht erringen,
 Denn das weiße Kleid und der rosige Teint
 Meiner Frau sind mein einziges Glück.

Welche zarte Sehnsucht spricht sich in der 2. Ode des III Buches aus!
 Möchte bei uns wohl ein Dichter die volle Tiefe der Gattenliebe mit
 solch einfachen, tiefdurchdachten und tiefgefühlten Strichen
 wiedergeben:

Mein Gatte ist abwesend im Dienst,
 Und ich weiß nicht, wann er kommt.

Wo ist er nun?

Die Hühner rasten in ihren Stiegen am Wall
 Und am Abende des Tages
 Kommen Schafe und Kühe (von den Weiden) herab;
 Nur mein Gatte bleibt abwesend im Dienst!
 Wie soll ich ihn mit mir denken?

Mein Gatte ist abwesend im Dienst
 Nicht bloß für Tage oder für Monate,
 Wann wird er wiederkommen zu mir?
 Die Hühner rasten auf ihren Stangen,
 Und am Abende des Tages
 Liehen Schafe und Kühe Rinder heimwärts;
 Nur mein Gatte bleibt abwesend im Dienst.
 Oh, wann er Hunger und Durst litte!

Sollte man glauben, dass diese Schilderung in ihrer
 Umgebung zwischen 1500 und 700 v. Chr. entstanden?
 Und doch ist es so. Was würde man erst sagen, wenn
 man den melodischen Versfall des Originals hierzu hören
 würde, von dem eine Darstellung in unserem Sinne

— u — u a
 u — — — a
 u u — b
 — u — u a
 u — u — a
 — — u — b
 — u — u a
 — — — u — a

wo durch die Buchstaben a, b die Reinspiele angedeutet, keine Vorstellung gibt.

Diese Naturfrische findet sich nicht bloß im Schiking, sondern auch in andern Liedern der alten und neuern Zeit, so z. B. in ^{alten} Gesang der Landleute aus der Zeit des Kaisers Yao (2356 — 2255 v. Chr.):

Wir stehen auf bei Sonnenaufgang,
 Wir gehen zur Rast bei Sonnenuntergang,
 Graben Brunnen und trinken
 Bebauen Felder und essen,
 Was ist die Macht des Kaisers gegen uns.

Nirgends eine kränkelnde Empfindlichkeit weder in der ersten Zeit des Anfangs noch in spätern Perioden.

Der Grundcharakter aller dieser Oden des Schikings, welche ein treffendes Bild der ehemaligen Sitten Chinas mit der ganzen Naivität der alten Zeit entrollen, ist die Liebe zur Heimath und die Abhänglichkeit an die Familie, worunter die Lebenden und Verstorbenen mit inbegriffen. Nicht Mord und Todschlag, nicht Wapentärm, nicht Hass und Durst nach Rache oder die Lust nach Abenteuern und zwecklosen Reisen, wie sie in den kriegerischen Poesien Griechenlands und den Epen andrer Völker zu treffen, fallen die grausige Phantasie des Dichters zu tragischen Ergüssen an. Dies liegt dem Charakter des Chinesen ferne, ferne dem Edelsinn seines Gemüthes. Er wehrt sich mit Kraft um seinen Theil, preist aber nie die traurige Nothwendigkeit, in die er ver setzt was.

Entsprechend dieser materialistischen Auffassung ist auch der durch-
 dachte Styl der Prosa und der Philosophen würdig und angemessen.
 Man möchte es kaum für möglich halten, dass neben diesen kauftri-
 schen Liedern der Ernst und die Tiefe der Lebensauffassung mit solch
 markiger Wucht hervortreten können, wie man z. B. in Mäng-
 doy und Da-hyo ihn findet. Und doch ist es derselbe Geist, der im
 Volke lebt und webt. So heißt es z. B. im Da-hyo:

„Der Plan der Lehre (der Philosophie) besteht in der Erhellung
 schimmernder Tugend (Geistesfähigkeit), in der Volkserneue-
 rung d. i. in Standpunkt der höchsten Vollkommenheit.

„Kennt man den Standpunkt, dann hat man einen Fixpunkt,
 hat man einen Fixpunkt, dann kann man in Ruhe sein, ist man
 in Ruhe, dann kann man zufrieden sein, ist man zufrieden,
 dann kann man ruhig überlegen, kann man ruhig über-
 legen, dann kann man ihn auch erreichen.

Bei Dingen gibt es Ursprung und Gipfel, bei Handlungen
 Ende und Anfang. Weiß man, was man zum Früheren und
 zum Späteren zu machen hat, dann nähert man sich wohl dem
 Plane (des Da-hyo). Diejenigen der Alten, welche die schimmernde
 Tugend leuchtend zu machen wünschten, brachten erst ihre
 Familien in Ordnung, regelten erst ihre Staaten; die ihre
 Staaten zu regeln wünschten, brachten erst ihre Familien
 in Ordnung; die diese in Ordnung zu bringen wünschten,
 bildeten zuvor ihr Selbst aus; die ihr Selbst auszubilden
 wünschten, machten zunächst ihr Herz und ihren Geist
 richtig; die diese richtig zu machen wünschten, machten
 erst deren Äußerung wahr; die diese Äußerungen wahr zu
 machen wünschten, bildeten erst ihr Wissen ins kleinste
 Detail aus. Die vollständige Auszubildung des Wissens besteht
 aber in der Erforschung des Wesens der Dinge.

„So das Wesen der Dinge erforscht, dann ist das Wissen vollstän-
 dig ausgebildet; ist das Wissen vollständig ausgebildet,
 dann sind die Herzens- und Geistesemanationen wahr;

sind diese wahr, dann sind Geist und Herz correct; sind diese correct, dann ist das Ich ausgebildet; ist dies ausgebildet, dann ist die Familie in Ordnung; sind diese in Ordnung, dann ist der Staat geregelt; sind die Staaten geregelt, dann ist die Welt im Uebermaß. Vom Kaiser herab bis zum gemeinen Mann ist daher nur dies das Einzige, alle müssen die Ausbildung des Ich (Selbst) zur Grundlage machen.

Dem das Normalein des Wipfels bei dem, dessen Wurzel in Unordnung ist, kann wohl nicht sein, und noch nichts gibt es, bei welchem etwas vor dem, worin es dicht ist, dünn wäre, und bei welchem etwas von dem, worin es dünn ist, dicht wäre."

Auf diesem Princip, das die eigene Ausbildung jedes Menschen das A und O für alle ^{Beziehungen} auf der Welt ist, ruht die ganze Lehre Kongfudsy's, das ganze Staatswesen Chinas. Es ist dies wohl nichts anderes wie das Sokratische: $\pi\rho\omega\delta\epsilon\ \sigma\alpha\upsilon\tau\acute{o}\nu$ im Bannkreise des sinnlichen Vorstellungsgebietes, über das der Chinese nie hinaus tritt zu wagen metaphysischen Speculationen.

Auf diesen canonschen Büchern fußend ergeht sich die zweite Blüthenperiode zur Zeit des Han in scharfsinnigen Interpretationen, Commentaren und Discussionen über diese Classiker. Hatte doch Schi Hoangdi (221 - 209 v. Chr.) die ganzen Literaturerzeugnisse der Vorzeit durch eine draconische Maßregel vernichten wollen, indem er sie dem Feuer überantwortete.

So lag es nahe neue Ausgaben der classischen Werke auf Grund des aus dem Brande Geretteten ~~und da~~ zu veranlassen, was zu vielfältigen wissenschaftlichen Untersuchungen Anlass bot.

Die Geschichtschreibung feierte ihren Aufschwung durch Sy-ma Tsiän's (circa 163 - 85 v. Chr.) ^{Schi-gi} ~~Opus~~ in 130 Bänden, einer Geschichte Chinas von 2697 - 104 v. Chr. Ban-gu schrieb das Tsiän-han-schu, die Geschichte der frühern Han, eine der hervorragenden Leistungen der chinesischen Literatur. In Sü (222 - 284 p. Chr.) lieferte im Dso-dschoan-dsi-gyai eine kritische Feststellung des Textes vom Dso-dschoan;

Tschong

der Philosoph Wang Tschong (circa 19-90 n. Chr.), einer der originellsten
 Kritiker nicht in seinem Loen-häng gegen Pedanterie und Aberglau-
 ben zu Felde. Unter den Dichtern ragen Sy-ma Sang-jü^{†)} (530-
 48 p. Chr.) (gestorben 126 v. Chr.), Yang Hyong (53 v. - 18 n. Chr.), Wang
 Tsan (177-217), Tsao Dschü (192-232), Tsai Yong (circa 200 p. Chr.)
 hervor; nicht zu vergessen Lyöu Ling (circa 270 p. Chr.), einen der
 sieben Lechpoeten des Bambushaines, einer Art chinesischer
 Ludlamshöhle, mit seinen Trinkliedern und seinem berühm-
 ten Loblied auf die guten Eigenschaften des Weines (Tsyöu-
 de-song). Die Eingaben Gya T's (2 Jahr. v. Chr.). Dochu-
 Go Hyang's (181-234) werden mustergiltig; Tao Yüan-
 ming's (365-427 n. Chr.) Aufsätze geschätzt.

In diese Zeit fällt auch der Einbruch des Buddhismus
 in China, der jedoch von Keinem hervorragenden oder nachhal-
 tigen Einfluss auf die heimische Literatur wurde. Die Eigenart
 China's erhielt sich fort im Denken und Dichten, das gerade gegen-
 theil von Japan, welches eigentlich keine heimische, eingeborne
 Literatur besitzt. Man übersetzte Sanskritwerke ins Chinesische,
 gewann ein neues System zur Festlegung der Sprachlaute auf
 diesem Wege, schrieb Polemiken gegen diese fantastische Lehre,
 um später von all dem buddhistischen Zeug gänzlich abzu-
 sehen. Die klugen Chinesen behielten auch hier ihre Klug-
 heit, indem sie die gehaltvolle Lehre Kongfudsy's nicht
 gegen die rauhe Russ Sakyamuni's austauschten. Im
 grossen Ganzen blieb der Buddhismus für China ein todt-
 gebornes Kind. Dessen literarische Produkte wurden in den
 Bibliotheken und den buddhistischen Klöstern eingezogen.

Der einzige Einfluss, aus der Bekanntschaft mit den
 Indern, offenbarte sich in der Festlegung des Lautsystems,
 ein Factor, ~~ein Factor~~ der bei der Mannigfaltigkeit der Aus-
 sprache in den verschiedenen Theilen des grossen Reiches
 nicht zu unterschätzen war. Auf diese Weise entstanden
 Wörterbücher für das Hochchinesische und die Bücherprache
 und solche für die zahlreichen Mundarten des chinesischen
 Idioms.

†) j bedeutet den charakteristischen chinesischen Laut, der kein Analogon
 in unsern Sprachen hat und in den Suidialecten zu N oder T wird.

Die Classificierung des Schriftschatzes (rund etwa 50000 Charaktere) geschieht in zweifacher Weise, entweder eine Anordnung nach Begriffsategorien [zu, meist doch nicht bezeichnend Classenhäupter oder Radicale genannt] oder nach dem Klang.

In jedem chinesischen Schriftcharakter findet sich ein Theil, auf den durch das Schriftzeichen vorgestellten Begriff hinweisend. Bei geistigen Thätigkeiten, Gefühlen und ähnlichen Vorstellungen ist z. B. das bildliche Zeichen des Herrrens der Begriff angehende Theil und deswegen sind diese Charaktere unter die Begriffsategorie Herz eingereiht. Aus diesen Verhältnissen ergibt sich auch die Berechtigung, die chinesische Schrift ideo graphisch oder Begriffsschrift zu nennen.

Dieser Begriffsategorien hatte man nicht zu allen Zeiten die gleiche Anzahl. Das Schuo-wen (circa 100 p. Chr.) reichte die Schriftscharaktere unter 540 Categorieen ein, später hatte man sogar 544, während jetzt allgemein nur 214 angewendet werden wie in dem grossen Wörterbuche Kaiser Kang-hi's (1662-1723 n. Chr.) in 24 Bänden mit 44000 Schriftzeichen.

Meist findet sich aber in einem Schriftzeichen noch ein zweiter Theil, welcher auf den Laut weist. Dies gab Veranlassung zu der Anordnung nach Reimen (yün), die eben bei der mündlichen Rede den Ausschlag geben. Hieher gehören z. B. das unter Hong-w (1368-1399 p. Chr.) veröffentlichte Hong-u dschäng-yün und vor allem die grosse Concordanz Boei-wan-yün-fu 1711 erschienen. In dieser hat man beispielshalber den Schriftcharakter für denken, dessen Laut yáng ist, unter dem Reime yáng, dem 22. des schang-schäng oder steigenden Tones zu suchen.

Dort findet sich nun bei diesem Schriftzeichen: "Durch Lautspaltung stelle den Laut aus si¹-yang zusammen."

1. h. nimm vom ersten Charakter den Anlaut s und verbinde ihn mit dem Reime yang des zweiten Charakters, das gibts s-yang i¹ "Die Bedeutung ist sy-syang."

1. id. denken i¹ Nunmehr folgen die in den classischen

Schriften vorkommender mit diesem *syang* zusammengesetzten Ausdrücke, zu deren Erklärung und zur Festlegung der Bedeutung die betreffenden Stellen angeführt werden, wie z. B. bei *mäng-syang*, ein Citat aus dem Hou-han-schu, ein Gedicht des Sy-ma Sjjang-ju etc.

Ihre Blüthezeit feierte die chinesische Poesie unter der Dynastie Tang (618-907). Wir finden in dieser Zeit den größten Dichter China's Li Tai-po (699-762), neben ihm Du Fu (712-770), der ersterem von den Gelehrten zuweilen vorgezogen wird. Ihnen reihen sich würdigen: Wang Bo (648-675) Bo Xei-i (772-846), Mäng Hao-jan (689-740), Wang Wei (699-759) Tsoei Hao (gest. 755), Wang Tschang-ling (um 730), Han Yü (768-824), einer der größten Geister Chinas, als Dichter, Gelehrter und Philosophen, ^{seiner} ~~seiner~~ Befehdung des Buddhismus ^{mittragen} ~~ist~~ hervorragend ist; ferner dessen Freund Ljōu Dsong-yüan (773-819) und schließlich Li Schang-in (813-858).

Es ist nicht leicht, chinesische Poesie in zweckentsprechender Weise zu übersetzen. Nicht bloß den Gedanken oder den Gegenstand der Dichtung darf man sich begnügen wiederzugeben, man muss auch das Wort, dessen Gewalt oder das Leben, welches es einem Gedanken verleiht, die Harmonie des Verses und der Strophe in Anschlag bringen. Zudem besteht, wie bereits erwähnt, zwischen dem Chinesischen und den europäischen Sprachen ein bedeutender Unterschied; sind doch die Wendungen des Gedankens einander vollständig fremd. Zu weitem bildet auch die Kürze der Verse (meist 5 oder 7 Füße beziehlich Worte) und der Strophen ~~Wörter~~ nicht geringe Schwierigkeit. Ein paar Proben mögen in etwas die verdeutlichen; zunächst zwei Gedichte von Mäng Hao-jan.

Der Frühlingschlaf

In Lenzestaumel beachtet ich nicht Ourosens Kommen,
 Von allen Orten empfang' mit mein Ohr der Vögelin Gerwitscher;
 In wächtger Stille entstanden dann Sturm und Regengebrause,
 Der Blümlein manche, sie fielen zu Grund, ich weiß ja wie viele!

Alsen Yaän bei einem Besuche nicht mehr als Censor antraf.

Zu Loyang da traf ich der Sprache gewaltigen Geist an,
Zu Kyangling doch war es der (arme) vom Hofe Verbannte,
Dort hört ich wohl preisen der Pflaumen gar zeitige Blüthen,
Wozu solln ihm mühen (die Boten) vom Frühling der Erdstrichs?

Von Tschu Hoang-ki rührt folgend Strofe her:

Auf die Straße zu Loyang.

Dem Haar' gleich erstreckt sich gerade die Königlich breite der Straßen,
Dort gibt es am Frühlingstage balsamische Dämpfe die Menge,
Fünf Gräbern zunächst sich tummeln die edelsten Söhne der Fürsten,
Von edelstein schillernden Zaumzeug hält doppelt ein Schellengeklänge!

Li Tai-be mag mit einem echt philosophischen Gedichtchen,
wornin er uns über die Misère des Lebens tröstet, eine Stelle finden.

Hört dort unten im Mondenschein

Den Affen, welcher zusammengekauert,

Einsam auf einem Grabe weint!

Mund jetzt füllet mein Glas:

Es ist Zeit, es mit einem Kuge zu laeren!

Von Du Fu, dem Gott der Dicht/Kunst wie ihn die Chinesen nennen,
& rührt folgender schwermüthiger Gedanke her:

Ich bin bewegt von tiefer Traurigkeit

Und lass ins dicke Gras mich nieder.

Heb' an ein Lied, in dem mein Schmerz zum Ausbruch
Koumt,

Doch Thränen übermannen mich und fließen reichlich —

Ach! wer könnte lange wandeln

Auf dem Lebens wege,

Den jeder wohl für sich durchläuft?

Über diesen Dichter äussert sich Tsang Schang-dsy
in einem Fu, wornin fast jeder Satz aus classischen Citaten
besteht, wornin Parallelismus und Reim zur Geltung
kommen, welche aber leider nicht in der Übersetzung

nachgeahmt werden können, in folgender Weise:

„Zunächst ein Censor unter den Tang, war er ein Nachkomme ^{Tsin} Tsün ^{Joän} Tsün - Kai's, in der Heimath Tsü's erhob er sich plötzlich zur Höhe in der Zeit der Periode Kai-joän. Er übertraug die gewaltige Kraft unter den Han und Wei und verzog aus die ~~süßliche~~ süßliche Lieblichkeit unter den Tsi und Lyang, er machte Kyüe und Song zu seinen Hauptautoritäten und nahm Ho und Wei als ihre (dichterischen) Begleiter. Streng und ehrenhaft in seinen innersten Gefühlen, prüfte er aus der Ferne die Quellen der Sitten und des Anstandes, im Ausdruck seines Urtheiles genau und bedächtig, stimmte er striete mit den Gesetzen des Tschöän-tsjöu überein.

Am Gestalt und Erscheinung that rächlich hervor, ragend, von kräftigem Körperbau, bei Hofe von unerschütterlicher Offenheit, in höchster Ehrenhaftigkeit von eckiger Gesandtheit, wendete er in seiner Ausdrucksweise in verdeckter Form Lob und Tadel an und beabsichtigte dem Sinne nach in offener zu Tage liegender Weise Ermahnung und Warnung. Die schönsten Blüthen brachte er im Garten der Literatur hervor, verbarg sie aber lange in den Bibliotheken. Er vervollständigte „die gepflegten Alterthümer des Staates“, er trug zur „Kenntnis der Goldbände“ bei. In Wahrheit hat er sich in Nichts zu schämen in Bezug auf seinen geschichtschreibenden Pinsel und kann nicht zu sehr in der Dichtung gelobt werden.“

Diese Fu sind nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen beschreibenden Gedicht, sondern eine Gattung beschreibender Aufsätze, welche der gereimten Prosa nahzukommen scheint; denn sie macht vom Reime und Verse Gebrauch. Wenn die Phrasen auch sonst wohlgebaut und stellenweise parallel sind, so verlangt diese Aufsatzgattung doch keine vollkommen nach metrischen Gesetzen gebildeten, sondern gestattet je nach der Ausbreitung des Geistes mehr oder weniger Abweichungen. In der strengen Form der Redewendung hat sie Theil am Reime, in der freieren an der Phrase. Der Reim aber waltet nicht in der ganzen Rede vor, sondern ist auf die verschiedenen Abschnitte vertheilt. Einem und demselben Theile kommen

verschiedene Reime zu, deren Änderung auf einen Absatz weist. So bedienen sich die hervorragenden Schilderungen einer solchen Ordnung in der Ausschmückung, dass sie beim stufenweisen Fortschritt der Argumente jedem einzelnen seinen besonderen Reim zu weisen. Daher verwenden ihn die Neuerer nicht als Blindlings, sondern wohl überlegt und bringen ihn in der Mitte oder gleich am Anfange an.

Noch einer spezifischen Eigenheit der Chinesischen, welche sich der Poesie angliedert, sei hier gedacht der sogenannten Doei-lyän oder parallelen Inschriften, einer Art Disticha, welche in der Blüthenperiode der Song, die demnächst besprochen wird, in Aufnahme kamen. Statt vieler nur ein Beispiel, eine Gratulation an Neuvermählte:

Die wunderbare Erwählung vermittelt des Pfau's am Wandschirme dem heutigen edlen Herrn,

Die reinen Wohlgerüche vom Fische des Hong der alten grossen Familie.

Hierin sind gleich zwei literarische Anspielungen enthalten. Die erste Teile bezieht sich auf die Redewendung: Kong-tsyo schei ping, ^{Pfau} ~~Pfau~~ werden am Wandschirme geschossen, welcher folgende Thatsache zugrunde liegt. Bing Dschak mit dem Namen Da-u versprach, nachdem er zwei Pfau auf einem Wandschirm gemalt hatte, nur demjenigen die Tochter zu geben, welcher mit dem Pfeile in die Augen dieser Pfau treffe. Einzig Tang Ja-dsu traf beide Augen. Der zweiten Anspielung leistet die Phrase: moei 'an syang dsehoang, den Tisch anblickend verehrten sie sich wechselseitig" Vorschub, welche auf Lyang Hong mit dem Namen Be-loan und dessen Gattin Käng Koang gemünzt ist. Letztere von missgestalt, tetem und schwarzem Aussehen, jedoch von großer Stärke und vorzüglicher Tugend weigerte sich zu heirathen, um Lyang Be-loan nachzuahmen. Sobald er davon hörte, heirathete er sie, sie übten dann die Tugend zusammen aus, bis sie sich am Berge Na-ling niederließen.

Allmählig war nun in der Entwicklung der Sprache jenes Stadium eingetreten, wo bereits die Ausdrucksweise der classischen Bücher von der herrschenden Sprache ziemlich abwich und deshalb dunkel wurde. Da jedoch schon seit

Schi Hoang-di (221 - 209 v. Chr.) der Pinsel zu einer Vollkommenheit gelangt, die Bereitung des Papiers (123 v. Chr. erfunden) bereits Gemeingut war, ingleichen die Buchdruckerkunst, seit 593 aus geübt, ihre Vollendung durch die Erfindung beweglicher Typen seitens Be-dsching (1041 - 1049) erfuhr, so war es nicht zu verwundern, dass die klassischen Bücher auch dem gewöhnlichen Manne zugänglich waren. Gerade dieser benöthigte in erster Linie einer Erläuterung, um sie verstehen zu können, eines Commentars.

Hiedurch war für die große Schule der Song der Boden bereitet, Durch den Meister Dschu Hi (1130 - 1200) ^{geb.} begründet, herrschte sie bis vor 100 Jahren unbeschränkt, ist aber auch jetzt noch in einem großen Theile Chinas in literarischer Beziehung ausschlaggebend. Dschu-Hi war Philosoph, Geschichtschreiber und klassischer Commentator. Seine Einleitungen zu den canonischen Büchern sind noch heutigen Tages maßgebend. In diese Blüthezeit fällt Sy-ma Guang (1009 - 1086) mit seiner allgemeinen Geschichte Chinas von der Tschou bis zum Ende der Tang-Dynastie (1122 a. Chr. - 905 p. Chr.) unter dem Titel: Tsy dschi tong gyän, umfassender Spiegel zur Unterstützung der Regierung. Als Dichter, Geschichtschreiber und Essayist glänzt Ou-yang Syön (1017 - 1072), dem sich Su Tong-po (1063 - 1101) Lyön Schu (1052 - 1078) Hui An-guo (1074 - 1138) Tschou Bi-da (1126 - 1204) würdig mit ihren historischen Arbeiten anreihen, während Hoang Ting-gyän (1045 - 1105) als Dichter sich hervorthat.

Die Zeit der Joän (1200 - 1333) oder Mongolen Dynastie bildete vor allem den historischen Roman und das Drama aus. Auch heutigen Tages noch wird Lo Guan-dschong's (13. Jahrh.) historischer Roman San-goe-dschu yen-i, die Geschichte der drei Reiche, der die Zeit von 220 - 280 p. Chr. behandelt, sehr geschätzt.

Dies schriftstellerischen Talente ^{die Schönegeister} Tsai-dsy, wie die Chinesen jene nennen, bei denen geniale Anlagen hervorleuchten, die ^{bei} die andern nicht zu finden, sind vorzüglich bei der Abfassung der Romane thätig gewesen. Es sind vor allem 10 Werke, deren Schriftsteller sich dieses Titels erfreuen, und zwar das

genannte San-goe-dschy, Histoire des trois Royaumes, ^{übersetzt} ~~und über~~ von Th. Pavie; Hao-kyöu-dschoan, The Fortunate Union, übersetzt von J. F. Davis; Yü-gyao-li, Les deux Cousines, übersetzt von St. Julien; Ping-schan-läng-yän, Les deux jeunes filles lettrées, übersetzt von St. Julien; Schaei-hu-dschoan, The Adventures of a Chinese Giant, zum Theil übersetzt von H. S. in China Review; Si-syang-gyi, L'histoire du pavillon d'occident, übersetzt von St. Julien; Pi-pa-gyi, L'histoire du Luth, übersetzt von A. Barin, ^{und Geschichte van het gebloemde briefpapier van G.} Hoa-tsjän-gyi Chinese Courtship, übersetzt von P. P. Thoms ^{Schlegel}; Ping-goei-dschoan; San-ho-gyän bis jetzt noch nicht übersetzt. Ausserdem sind noch übersetzt: Mai Yu lang ... Le vendeur d'huile von G. Schlegel Leyden 1877; Eeh-du-moei, les Premiers merveilles von A. Th. Piry etc.

Neben diesen Schönggeistern tritt der gewiegte Alterthumsforscher Ma Doan-lin (geb. 1325) und der Historiker Song Lyän (1310-1381) mit seiner Geschichte des mongolischen Herrscherhauses auf.

Unter der Ming (1368-1628) und der gegenwärtigen Tsing Dynastie (seit 1628) finden wir wieder die Dichter mehr im Vordergrund, von denen Pu Song-ling's (18 Jahrh.) Lyao Schai dschi-i unter dem Titel: Strange stories from a Chinese studio an Herbert A. Giles einen würdigen Übersetzer und Yoän Moei (1716-1797) an Imbault Huard einen geeigneten Interpreten gefunden. Gleichzeitig erhielten die seit den Yoän in Schwung gekommenen Encyclopädien ihre Krönung ^{bereits erwähnte} durch das Tu-schu-dsi-dschäng unter Gyän-long (1735-1795), ein Werk, das an sich eine Bibliothek ersetzt.

Zur Illustration des Romans wolle ich eine Partie aus dem 45 Capitel des Romans San-goe-dschy, welche in etwas das Verhältnis des Familiar ^{und gebildeten} Umgangs ^{sprache} veranschaulicht. Denn am meisten findet sich noch von der gebildeten Umgangssprache in Theaterstücken und Dialogen der Romane, wo nicht selten ganze Sätze fast genau so wie in der mündlichen Ausdrucksweise erscheinen. Es dürfte aber kaum ein zusammenhängendes Stück vollständig in dieses anzutreffen sein.

Der Succus des Capitels ist: Doehän Jü, oberster Feldherr des Reiches Au, veranlaßt durch einen füngierten Brief den Tod zweier feindlichen Präfecte.

„ Nach der Gasterei bis tief in die Nacht hinein sagte Jan, Abschied nehmend: „ Ich widerstehe kaum mehr der Gewalt des Weines. Jü befahl darauf die Tafel abzuräumen und sämtliche Führer empfahlen sich. Jü aber sprach: **Longe schon habe ich nicht mit Dsy-i zusammen gerührt; heute Nacht werden wir Fuld an Fuld mit einander schlafen.** Sich hierauf brunken stellend, zog er Jan ins Schlafgemach, um mit ihm zu ruhen. Jü legte sich in Kleidern auf den Pfühl und begann nach Wolfsart sich zu übergeben.

Wie konnte Dsyang Jan überhaupt schlafen! Auf das Lager hin gestreckt, horchte er gespannt, als im Feldlager die Trommel die zweite Nachtwache verkündete. Sich erhebend, fand er die Lampe noch brennend und Doehän Jü schnarrend mit einem donnerartigen Gerassel.

Jan erblickte nun durch die Gardine ein auf dem Tisch ausgebreitetes Paket Schriften.

Daraufhin erhob er sich und durchließ sie verstohlen. Alles waren mehr weniger Briefe über die gegenwärtige Bewegung, darunter einer mit dem Siegel von Dschang Jün und Tsai Kao.

Jan erschrak lebhaft und las im Geheimen. Der Brief aber lautete:

„ Etwelche unterwarfen sich Tsao nicht wegen der Geschenke und der Besoldung, sondern lediglich aus Nothwendigkeit. Die gewonnenen Truppen nehmen bereits in der Mitte des Thales eine beängstigende Stellung ein, so dass es nur das eine Mittel gibt, bei günstiger Gelegenheit das Haupt des Rebellen Tsao der Fahne zu Füßen zu legen. Nächstens wird ein Mann bei Dir erscheinen, und Dir eine geheime Nachricht überbringen. Man hält uns kaum für verdächtig; wir theilen Dir dies zum voraus mit.“

Spannende Schilderung, treffende Charakterzeichnung, eine naturwahre, realistische und vernünftige Auffassung, die jedoch durchaus nicht materialistisch angehaucht ist, kennzeichnet diese Gebilde. Alles wird getragen von einem rühnigen Naturgefühl.

Scharfsinnige Gedanken, geistreiche Pointen, Humor und Laune wechseln in reichster Fülle, jedoch im geregelten Gang mit einander ab, alles mit Maß und Ziel und lebendigem Gefühl. Das dabei die Scenerie und das Costüm, Sitten und Gebräuche einer europäischen Auffassung fremden Welt angehören, darf durchaus nicht Veranlassung werden, darüber den Stab zu brechen.

Für poetischer Haarer bleibt ihnen für jeden, welcher diese Welt, Land und Leute mit unparteiischem Auge geschaut. Freilich ist es auch deshalb nicht leicht, bei einer Übertragung in europäische Sprachen der Blume ihren Duft zu lassen und nicht mit grausamer Hand den Blütenstaub abzustreifen oder gar die Blume zu brechen, wo sie dann verwelkt.

So manches wird leicht ins Derbe gezogen, was im Original durchaus nicht so geartet ist, wenn nicht der richtige Ausdruck gewählt ward. Gerade unsere Romanliteratur ist es, die uns hierbei auf Abwege führt, mit ihren meist allzuweh gebeizten und gewürzten Gebilden einer erhitzten Phantasie, welche nur im Schlambade ihre Abkühlung finden kann. Was im Chinesischen natürlich, durchaus nicht verletzend Darstellung des Natürlichen ist, und als solche wirkt, wird in der Übersetzung zum Abschaum alles Axtandes.

Man empfindet dies sofort, falls man im Lande, an Ort und Stelle bei festlichen Gelegenheiten oder sonst auf öffentlichen Plätzen der Erzählung kleinerer derartiger Gebilde sein Augenmerk schenkt. Andächtig lauscht die Zuhörer Menge dem dramatisch belebten Vortrag des Erzählers, nur lautlos kreist die Wasserpfeife von Mann zu Mann, dies wäre undenkbar, falls die Sache thatsächlich ins Totenhafte spielte.

Es kann nichts Fesselnderes geben als derartigen Erzählungen zu lauschen, zu sehen, wie bei lebhaften Schilderungen in den Mienen des Erzählers sich die Spannung abspiegelt, wie mit dem Aufschwung der Schilderung auch der Vortrag belebter, schwingvoller wird, ganz und gar aufgeht in der Situation und zum Drama sich ausgestaltet. Hierzu tritt

den melodische Wellenschlag des bewirkenden Rhythmus mit seinen mannigfachen Formen, die nichts mit dem geschraubten Jambus des europäischen Dramas gemein haben.

Man begreift hiebei, dass das Drama längst durch die ^{Erzählung} gegeben war und ^{warum} dass dieses, zahlreiche Volk bereits, ^{zu seiner Zeit} keine ausgebildete Dramatik besaß, wo man in Europa noch in den Kinderschuhen derselben zappelte.

Aber noch mehr. Wo bereits Sprache, Ausdrucksweise, Schilderung und Wohlklang in die richtige Stimmung versetzen, da bedarf es nicht wechselnder Decorationen, einer Pracht der Ausstattung, um die Schaulheit des Dargestellten zu maskieren; Dies umso weniger bei einer solch reichen und beweglichen Phantasie, wie sie den Chinesen eigen ist. Und wie dem Kinde gerade das unscheinbarste Spielzeug das liebste ist, weil es seiner Phantasie den weitesten Spielraum läßt; so genügt dem chinesischen Dramatiker gerade so wie einem Shakespeare und Calderon ein einfaches Podium; ^hReichen sie doch in und mit ihren Werken für eine überreiche Beschäftigung der Phantasie gesorgt, so dass eine ausgebreitete und reiche Inszenierung nur dem Eindruck und der Wirkung ihrer Gebilde ^{abträglich} ~~wirksam~~ ^{schädlich} wäre.

Welcher Decorationen bedürfte es noch, um die folgende Scene des III. Actes aus dem Drama: „Der gebesserte Gatte“ wirksamer zu machen?

„Hyöu und Hui: ^{Brüderchen} Heute hast Du bereits zur Genüge getrunken, wir beide werden Dich nach Hause begleiten.

Süan: Es ist durchaus nicht nöthig, dass Ihr mich nach Hause geleitet, ^{ich} bin heute keinesfalls vollgetrunken und werde allein nach Hause gehen. Ihr mögt Euch der Schuld ent schlagen und morgen etwas Zeit, früher kommen.

Hyöu und Hui: Brüderchen! Wir werden Dich also nicht geleiten. (Gehen ab)

Süan: Die Beiden gingen nach Hause. Um diese Zeit dürfte meine Gemahlin schon das vordere Thor geschlossen haben, ich werde daher gerade wegs zum

z rückwärtigen gehen. (Mit dem Fuße an etwas stossend):
 Was liegt mir hier im Wege? Ich werde einmal nachsehen! (Nach
 näherer Berücksichtigung) Oh! Es ist ein Mensch! Mir scheint, es ist
 Bao-er aus dem Ministerium. Dieser Mann hat vielleicht zu viel
 getrunken und ist hier berauscht eingeschlafen. (Ihn rüttelnd):
 Steh auf! Warum rührst Du dich nicht? (Nachdem er ihn betastet.)
 Meine Hände sind von seinem Auswurf wohl beschmutzt. Es ist etwas
 mattes Mondlicht, ich werde versuchen nachzusehen. (Durch den
 Anblick erschreckt) Wie? Auf beiden Händen frisches Blut? Wer
 hat den Menschen getödtet? (Heftig an das Thor pochend):
 Gutes Weibchen! Mach schnell auf.

(Dan öffnet, Süan mit erschrockener Miene.)

Dan: Guter Mann! Was bist Du so erschrocken?

Süan: Liebes Weib! Ich komme vom Weinhaus und weiß
 nicht, wer diesen Menschen vor der hintern Thüre getödtet hat.
 Liebes Weib, ich bin aus einer guten Familie, am Tage wird man
 mich zum Präfekten schlepben. Wie kann ich die Ankläge
 wiederlegen? Ich werde mich lieber erhängen! Ja! Ja!
 u. s. w.

Die Frau schlägt ihm nun vor, seine beiden Zechgenossen
 zur Abwendung des Urtheils heranzurufen, wozu er sich
 auch entschließt. Die feinen Brüderchen wollten aber
 nicht von der Partie sein. Schließlich verläuft die ganze
 Sache mit tragischer Konink. Der Getödtete war nichts an-
 deres wie ein Hund, den seine Frau geschlachtet und mit
 Menschenkleidern bekleidet hatte, um hiedurch ihren
 Gatten von der täglichen Kneiperei und seinem Rausch
 zu curieren. Die Medizin war von vortrefflicher Wirkung.

In ähnlicher, rein natürlicher und psychologischer
 durchdachter Lösung bewegt sich der Aufbau des Dramas.
 Das Leben, wie es ist, wird uns drastisch geschildert. Figuren,
 Situationen zeigen sich in abwechslungsreicher Fülle,
 scharfe Beobachtung des Lebens, lebhafter Aufbau tritt hervor.

Hier muss die Dummheit eines Bonzen herhalten, dort der Geiz eines alten Knickers u. s. w., um das Schädliche zu geißeln und dem Volke eine Natur ethik beizubringen. Flachtrabenden, sogenannten künstlichen Aufbau, der alles mögliche nur keine wirklichen Menschen von Fleisch und Blut auf die Bühne bringt, darf man in China nicht erwarten. Dort ist die Bühne der wirkliche Spiegel des Lebens, nicht eines in der Phantasie des Dichters enträumten, sondern des Lebens, das sich mit allen seinen Schmutzen vor unsern Augen abwickelt. Die Nachtseiten desselben im wahren Licht zu zeigen, um von ihnen abzuhalten, die Tugend durch sich selbst leuchten zu lassen, um die Menschen zur Ausübung derselben anzufeuern, darin gipfelt für den Chinesen das Drama auf der Bühne, ebenso wie das Drama des Lebens.

Man lese nur unbefangen die von St. Julien übersetzten Dramen wie *L'histoire du pavillon d'occident*, *L'histoire du cercle de craie*, *L'orphelin de la Chine*, oder Barin's Übersetzungen: *L'histoire du Luth*, *Théâtre Chinois ou choix de pièces de théâtre composées sur les Empereurs Mongols*, um sich diesbezüglich ein Urtheil zu bilden und man wird finden, dass auch hier das vorläufige Volk der Chinesen mehr Recht hätte, über uns Europäer zu lächeln. In vielem waren sie uns lange voraus, vor allem in der Cultur, in der sie immer noch fortschreiten, wenn auch nicht mit Dampf und Electricität. Ob aber unsere gerühmte Cultur gerade das Eldorado sei, mag dahin gestellt bleiben.

So gut die ~~Klassen~~ musikalischen Messen Palästrina's, Bachs Fugen, Beethovens Symphonien untereinander total verschieden und trotzdem in sich Schönheiten ersten Ranges sind, so gut hat auch die chinesische Literatur neben unsern europäischen einen Platz, da sie durch ihr Alles und ihre Ausdehnungen alle andern überragt und ihnen an Schönheit und Güte mindestens ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann.

Solange aber China als China besteht, wird nie ein fremder Einfluss auch auf literarischem Gebiet von nachhaltiger Wirkung werden; es müsste denn das Gesetz verschwinden,

dass seit 4000 Jahren alle Eindringlinge in China ganz und gar
in chinesisches Volksschaffen aufgingen. Überdies wohl Europa
zu chinesischem Gedanken als China zu europäischen in der Literatur
seine Zuflucht nehmen müssen. Und so können wir gefasst sein, auch
in den kommenden Jahrhunderten noch neue Producte an Schön-
heit in der heimischen, national-chinesischen Literatur ~~zu erhalten~~
zu sehen.

Japan's Literatur.

Im Gegensatz zu China besitzt Japan ebensowenig wie Corea ein selbstständiges Schriftthum. Die Anfänge seiner Culture verdankt es China und die Japaner haben bis heute vollauf zu thun gehabt, das chinesische Schriftthum in sich aufzunehmen, ohne selbstständiges zu schaffen.

Wer japanische Literatur beurtheilen will, der muss erst vollkommen mit dem Chinesischen und dessen Literatur vertraut sein. Dann wird er aber auch finden, dass in der japanischen Literatur nichts als ein ~~A~~klatsch des chinesischen Schriftthums ^{vorliegt} ~~vorliegt~~. Das Chinesische vertritt bei den Japanern in viel weiter gehendem Sinne jene Stellung, welche vormals das Französische und Lateinische unter den Deutschen einnahm.

In Japan gibt es überhaupt keine Bildung außer der chinesischen. Chinesische Classiker und Dichter, chinesisches Schriftthum, chinesische Philosophen, chinesische Kunst etc sind bislang die einzigen Elemente gewesen, von denen Japan'sches Denken und Dichten sein Dasein fristete.

Darin, dass die Japaner kein eigenes Schriftthum besitzen, liegt auch der Grund, warum sie sich scheinbar so schnell europäischem Wesen zuwendeten. Was eben nicht aus dem Volke und dessen eigenen Kräfte entsprossen hat, mißt die Wertschätzung eines nationalen Gutes. Es war ein Nothbehelf, dessen man sich bediente, solange man keinen andern kannte, Taucht jedoch ein für die Zwecke geeigneteres erscheinendes auf; dann wirft man das bisherige als schlechten Ballast über Bord und läßt sich von dem neuen Schlepptau bugsiereu, bis auch dieses seinen Dienst gethan. Dann heißt es aber auch hier: *Othello's occupation's gone!*

In seiner Sprache total verschieden von dem Chinesischen, dieser ein silbigen-unveränderten Sprache mit ihren Schängs, gehört das mehrsilbige japanische mit seinen Suffixen zu den agglutinierenden Sprachen.

Ursprünglich ohne jede Schrift, wurde es für die Japaner von großer Bedeutung, dass sie im Jahre 284 n. Chr., bald nach der zweiten Blüthenperiode der chinesischen Literatur mit der chinesischen, ideographischen Schrift und mit chinesischer Bildung Bekanntschaft machten. Man kann rechnen in jeder Sprache mit der eben erwähnten Schrift die Gedanken auszudrücken.

Aus dieser benützten sie zuvörderst den chinesischen Laut, einem Süddialecte und zwar aller Wahrscheinlichkeit jenem von Emoy entlehnt, um mittelst der ^{chinesischen} Schriftcharaktere ihre Gedanken niederzuschreiben. Später leiteten sie sich zunächst 47 Zeichen für eine Silbenschrift ab, das sogenannte "Froha", das in zweifacher Form auftritt: in der steifen getrennten Form des "Katakana" und in der äußerst flüchtigen und verschmolzenen des "Niragana", indem sie den ursprünglichen chinesischen Laut des Süddialectes demselben beilegten.

Der erste Zweck dieser Silbenschrift bestand darin, an der Seite der rein chinesisch ideographisch geschriebenen Zeichen den Laut des Japan'schen Wortes ~~ange~~ anzugeben und zwischen die chinesischen Zeichen die japanischen Suffixe einzuzichnen. In dieser Weise wird auch heutzutage noch geschrieben und kann in jeder beliebigen Sprache geschrieben werden.

Als Beispiel diene der deutsche Satz: "Der Menschen Herzen sind verschiedener Art." Hier ^{wird} entsprechen die in europäischer Schrift geschriebenen Laute ein Analogon der Katakana; die seitwärts der chinesischen Charakter vorfindlichen Worte geben das europäische Wort für den durch den chinesischen Charakter bezeichneten Begriff, wofür in japanischen natürlich das japanische Wort stünde als z. B. an der Stelle von "Mensch" "Hito", die zwischengeschriebenen

Silben verdeutlichen als Analogon die Suffixe in Katakana Schrift

- | | |
|---|-------------|
| 人 | mensch |
| 心 | Herz |
| 是 | sind |
| 異 | verschieden |
| 様 | Art |

Diese seitwärts der chinesischen Charaktere geschriebenen Worte werden im japanischen verhältnismäßig selten gebraucht, meist nur dann, wenn man voraussetzt, dass der Leser den durch den chinesischen Charakter bezeichneten Begriff, beziehungsweise dessen japanisches Wort nicht kenne. In der Mehrzahl der Fälle wird jedoch nur in folgender Weise geschrieben

Der
人
en
心
en
是
異
er
様

wo der Leser für die chinesischen Zeichen die entsprechenden japanischen, hier also deutschen Worte zu setzen hat, was dann ergibt:
„Der (Mensch-)en (Herz-)en (sind) (verschieden-)er (Art).“

In Folge dieser Schreibart ~~hat~~ und zum Zwecke ihrer Erlernung bildeten von 284 p. Chr. an die chinesischen Classiker und diese Literatur in allen ihren Zweigen das Studium der höheren Classen, der Adelligen, Militärs, Bonzen und Ärzte, ja sogar bis zu den Bauern und Kaufleuten herab machte drangen die chinesischen Classiker und Original chinesischen Literaturerzeugnisse. Die Richtung bestand darin, chinesisch lesen und schreiben zu lernen. Dies war aber von bedeutendem Einflusse auf die Entwicklung eines Volkes, das vor allem empfänglich, neugierig und bereit ist, alles nachzuahmen und zu adoptieren, was ^{desse} ~~ihres~~ eigener Vergrößerung Vor Schub leisten konnte.

So nahmen die Japaner mit der Schrift der Christen auch deren ganze Denkweise mit herüber, weswegen denn auch bereits deren ältestes Schriftdenkmal, welches 428 Jahre nach der Einführung chinesischer Schrift, im Jahre 712 p. Chr. das Licht der Welt erblickte, das Kodschiki (chin. gu-sy-giji), vom Titel angefangen ganz in chinesischer Denk- und Ausdrucksweise abgefasst ist. Hinter dessen Titel: „Bericht über alte Dinge“ verbirgt sich nichts wie die Mythologie und älteste Sagen, geschichte des Landes.

Nicht besser steht es mit dem Nihongi (chin: Ji-ben-gyi *) den Nachrichten über Japan, die aus dem Jahre 720 p. Chr. stammen sollen.

Ja selbst das Manyoschu (chin: Wan-yeh-dsi) wörtlich: Sammlung aller Blätter, eines Blüthenlese sogenannter aller japanischer Poesie ist wohl kaum frei von chinesischem Einfluss.

Zunächst treibt die Fünf- und Siebentheilung des Verses ihr Spiel, die wir in der Han-Periode (206 v. bis 221 n. Chr) chinesischer Dichtkunst antreffen. Es bleibt aber im japanischen beim bloßen Spiel oder, vielleicht besser gesagt, bei der bloßen Spielerei, ganz begreiflich, hat doch die chinesische Metrik, aus dem Wesen des Chinesischen entspringen, lediglich in diesem eine Heimstätte und ist durchaus nicht auf eine im Bau und Rhythmus derartig verschiedene Sprache wie das japanische aufpfropfbar. Nothwendig kommen dann ^{sol-}che ^{the} Künsteleien zu Tage wie die Flick- und die Wende- oder Angelwörter. Erstere sind bedeutungslos und können als kindischer Abklatsch der ganz verschiedenen chinesischen Hya⁴-dsy's oder nebensächlichern Satzglieder gelten, letztere Wenderwörter sind Worte mit doppeltem Sinn, deren einer für das Vorangehende, deren anderer für das Folgende Geltung hat. Auch hier fällt es nicht schwer, das skodell in den sich von selbst aufdrängenden chinesischen Wortspielen zu vermitteln, die im Chinesischen durch die Eigenart der Sprache sich von selbst ^{angelen} aufdrängen und natürlich ⁱⁿfol-ge gewaltsamer Übertragung auf das japanische eher geschraubt erscheinen.

Kögen immerhin uralte Volkslieder dem Manyoschu zugrunde liegen, so ist doch mindestens bei deren Bearbeitung für diese Sammlung der Einfluss des Chinesischen, ^{von} dessen Dichtkunst und dichterischen Formen wohl kaum bedeutungslos geblieben. Der Schikking der Chinesen mit seiner kartdriftenden Poesie lag übrigens zu nahe, wird jedoch von den Gedichten des Manyoschu kaum erreicht. Man vergleiche beispielsweise die früher angeführten Oden des Schikking mit dem folgenden Gedicht aus dem Manyoschu:

Sche ich auf den Ort,
 Wo eben der Kuckuck gesungen,
 So ist alles fort,
 Nur der Mond ist noch dort,
 Von der Morgendämmerung umschlungen,
 Chin. Laut, der im Süden durch Hermetz wird

*) Jeder eigen thümlich

Macht dies nicht den Eindruck eines verwässerten Abklatsches ähnlicher Dinge aus dem Schikimō.

Allein gerade die übermäßigen Künsteleien in den ältesten Gedichten dürften am besten darauf hinweisen, dass man damals noch in Japan noch lange nicht den ^{wahren} Geist des Chinesischen in sich aufgenommen wie heutzutage, sondern ein äußerliches, dessen Entwicklung aus dem Geist der Sprache unbegriffen blieb, nachzuahmen suchte.

Das Kohinwakaschu aus dem Jahre 905 p. Chr., einer Zeit, wo die chinesische Poesie unter den Tang ihre höchste Blütenperiode feierte, mit seinen Winter-, Sommer-, Frühlings etc. Liedern wie etwa

Jedesmal am Ende des
Jahres wird
Der Schnee, der die Erde deckt, und
Der Schnee, der mir auf dem Haupte
Ruht, weißer!

oder das Nijuitschi Daischu mit Dingen wie die
Argentäuschung

Wie? Schwebt die Blüte, die eben fiel,
Schon wieder zum Zweig am Baume zurück?
Das wäre für wahr ein seltsam Ding!
Schonäherte mich und schärfte den Blick —
Dafand ich — es war nur ein Schmetterling!

sind ganz chinesisch gedacht und zwar wie alles in Japan in miniature, was wohl von chinesischen Nebenmannen für die Japaner nämlich „Zwergvölk“ den Ausdruck gegeben haben dürfte.

Wir sehen dies auch bei den Singspielen, wo ganze Strophen aus chinesischen Dichtern ad verbum eingefügt sind, in der Prosa-Literatur, behandelte sie nun Geschichte oder Topographie, Mythologie oder sprachliche Erläuterungen, im Roman wie im Drama.

Dank dem entgegenkommen der japanischen Sprache, hierfür bieten die zahlreichen Bearbeitungen, in europäischen Sprachen erschienen, ^{jedermann} genügende Anhaltspunkte,

Mag man auch behaupten, dass z. B. in Taketori Monogatari, dem Mädchen aus dem Monde, der Charakter der wundersamen Kaguya mit solcher Anmuth und solichem Liebreiz geschildert ist, wie man dies in chinesischen Erzählungen kaum findet, so dürfte dies wohl darauf zurückzuführen sein, dass man chinesische Erzählungen noch nicht in einer dem Volks- und Sprachgeist entsprechenden Übersetzung gelesen hat, wie das für das Japanische der Fall ist. Es verhält sich damit gerade so wie mit der Behauptung, die französische Transcription *Louise* sei unwichtig, man müsse *Rouin* schreiben, weil das Japanische kein *L* hat. Das Japanische hat weder *L* noch *R* sondern einen Laut, welcher in europäischen Sprachen ebenso wenig existirt wie der chinesische mit *j* umschriebene, und der ebenso richtig und ebenso unwichtig mit *L* wie mit *R* wiedergegeben wird.

Die sogenannten historischen Romane wimmeln von Rache, Mord, Todschlag und Harakiri, in den Liebesromanen spielt die freie Liebe ihre große Rolle, dieses Medium, welches die Zuneigung der meisten Europäer für Japan und japanisches Wesen verursacht. Nirgends findet man ein von fremden Einfluss völlig unabhängiges Product, selbst nicht bei dem berühmten Romaner Tarikawa Bakui (1767-1848 p. Chr.)

Wie der Wellenschlag der Literaturepochen Chinas, sich mit allmählicher Geschwindigkeit nach Japan fort pflanzte, so finden wir entsprechend der Ausbildung des Dramas unter der Yoan Dynastie (1206-1333) der Chinesen, die Gründung des neuern japanischen Theaters im Jahre 1624 p. Chr. ^{allein} Von einer eigentlich dramatischen Kunst kann kaum die Rede sein. Volksromane wurden mit ihrer ganzen Weitschweifigkeit auf der Bühne vorgetragen, und wieder mussten Rache, Todschlag und Harakiri die Hauptreizmittel abgeben. Einzelne dramatische Scenen voll Kraft und Lebendigkeit tauchen auf, sind doch die Japaner infolge ihrer Hinneigung zur Nachahmung und Adoption des Fremden bereits von der Natur mit einer Anlage zur Mimik als Mitgift ausgestattet.

Sowie einst China mit seinen Wissenschaften und literarischen Schätzen der Born war, aus dem die Japaner ihr ganzes Dichten und Denken schöpften, so trat mit der Revolution von 1868 die Gier zu Tage, die europäische Wissenschaft und Literatur an Stelle der alten chinesischen treten zu lassen. Nichts Selbstständiges auf Grund der vorhandenen Chinesischen zu schaffen, war ihnen versagt, die alte Literatur Chinas jedoch in jeder Richtung nachgeahmt, so dass der Drang nach einem neuen Modell für die eintzig mögliche Nachahmung sich mit aller Macht geltend machen musste.

Dem Mittelreiche wurde der Scheidebrief ohne Abfertigung gesandt, dafür waren hinwider Europa und Europäer entzückt, in ihrer Literatur und in ihrem Wissen die zweite Gemahlin der Japaner erblickten zu können. Die Freude wird solange währen bis auch über Kurz oder Lang dieser zweiten Gemahlin der Scheidebrief zukommt. Japan ist eben das Land freier Liebe, wo man nach Wunsch oder Geschmack eine Ehe für Tage, Monate oder Jahre eingehen kann und, wenn man des Verhältnisses überdrüssig geworden, in der einfachsten Weise die ^{Verbindung} Trennung aufzuheben pflegt.

Aber auch dieses künstliche Reis europäischer Cultur ist auf einen Stamm gepfropft, dessen ursprüngliche Barbarei schon die unalte chinesische Bildung nicht ausgerotten vermochte.

Daher wird auch diese Geliebte, wenn die Japaner an ihr übermäßig sind, entwöhnt und ^{auf die} bei Seite geschoben werden.

Und so ist Japan ohne eigenes, selbstständiges Schriftthum bis auf den heutigen Tag ein Land, das für die Weltliteratur ohne Bedeutung ist. Vielleicht dass sich im Laufe ^{einer} ~~der~~ Zeit nicht abzehbaren Zeit aus den gährenden Fermenten der alten chinesischen Bildung, des Schintoisismus und Buddhismus, des europäischen Wissens und Gehabens, mit seinen guten und schlechten Seiten ein selbstständiges Geistesproduct abklärt und bildet, dann aber nur dann erst kann Japan einen Platz in der Weltliteratur beanspruchen.

Nach den angeführten Charaktereigenschaften dieses Volkes ist dies wohl nicht bald, wenn überhaupt je zu erwarten. Eher dürfte Japan als solches seine sonstige Eigenart ganz verlieren und aufhören als Japan zu existieren, als dass es überhaupt ein Mal zu einer nationalen, vollen Selbständigkeit in der Literatur sich aufschwingt.

finis

Dr. F. Kühnelt

Professor an der
K. K. Orientalischen
Akademie

Wien

IV Dorotheengasse

A megen Wott bittet
dizet ize wely karon it
welben botzente weg.

H. J.